nsere Zeitung zählt zu den kleineren. Erstens, weil sie nur zweimal in der Woche erscheint - und dann, weil ihre Einzelexemplare mit wenigen Ausnahmen nicht wie Zugvögel über die Grenzen in alle Welt fliegen, sondern brav und bescheiden daheim bei der Mutter, nämlich in der Heimat, bleiben. Da wandern sie freilich durch alle Täler und Tälchen, über Hügel und Höhen von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft. Da kennen sie jeden Winkel und das hinterste Ecklein, die Familien wie die Einzelgänger, von «s Hansjoggihanse» bis zu «s Hansjoggijokebs» jedes Sippenglied nach Strich und Faden. Und sie stehen mit dem Herrn Pfarrer von Dingsda oder dem Herrn Direktor der Firma Hebdra so gut auf Du wie mit dem Blörbäuerlein von Hürligen und dem Strekkenarbeiter aus Walcherzeinen. In diesem Bereich ist unsere Zeitung eine Verwandte oder Hausgenossin, die gern gesehen wird, weil sie einem etwa raten kann und sonst allerhand weiß. Sie bringt halt so Sachen vor, die in unserem Volke leben. Sie sagt, was unsereins just angeht. Und sie sagt es so, wie wir es am besten verstehen. Aber begreiflich; denn sie ist ja selber eine von uns. Hier ist sie auf die Welt gekommen, hier lebt und wirkt sie seit 75 Jahren. Was wir sehen und hören, was uns etwa drückt oder sonst zu denken gibt - alles das sieht und hört sie auch, drückt sie nicht weniger und gibt ihr nicht minder zu denken. Nicht umsonst heißt sie «Volksstimme» mit dem Beinamen «von Baselland». Sie ist wirklich eine Stimme aus dem Baselbieter Volk. Ihr Name ist kein erdachter wie bei einigen ihrer Namensschwestern. Er hat weder einen geschäftsdiplomatischen noch einen parteipolitischen oder sonstwie propagandistischen Mit- und Nachklang. Unsere «Volksstimme» appelliert nicht nur an eine bestimmte Schicht, an einen speziellen Stand des Volkes, sondern grad an alle, an das ganze Volk, also an Alte und Junge, an Leichte und Schwere, an unselbständig und selbständig Erwerbende, an Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Unserer Zeitung, der «Volksstimme», rufe ich zu ihrem wohlverdienten Jubiläum zu: Bleibe, wie du von allem Anfang an warst und immer noch bist! Ob deine Lettern — oder wie die wendigen Teufelchen heißen mögen - auch in einem neuen, zeitgemäßen, modernen Gewand in die Reihen und Kolonnen treten, sie nehmen trotzdem den gleichen Platz ein und verkünden weiterhin die unumstößliche Wahrheit: Eine Zeitung steht inmitten der Zeit und weist deshalb Zeitliches vor. In jeder Zeit lebt aber Ueberzeitliches — und alles Zeitliche ist irgendwie, irgendwo, irgendwann ein Zeichen oder Sinnbild für Nichtzeitliches, für Ewiges. Bleibe darum weiter, wie du warst und bist! So sei es!

Heute vor 75 Jahren

am 4. Oktober 1882, erschien in Sissach Nr. 1 der «Volksstimme von Baselland». Am 30. September war ihr die unten abgebildete Probenummer vorangegangen.

Darin wird die Herausgabe zur Hauptsache damit begründet, daß es an einem leichtfaßlichen, aus dem Volk und für das Volk geschriebenen Blatt gefehlt habe.

Noch ein unmittelbarer Anlaß bewog zur Gründung: der Wahlkampf vom 26. November 1882 um den sog. Schulvogt. Dieser wollte das Schulwesen den Kantonen wegnehmen und dem Bund zuhalten. Das behagte nicht allen Volkskreisen. Konservative Kräfte im damals radikalen Baselbiet fanden Unterstützung in der Stadt. Es wurde ein «Comite» gegründet, das die Meinung vertrat, die ablehnende Stimme sollte auch im Baselbiet Gehör finden; denn die basellandschaftliche Presse war samt und sonders für die Zentralisierung im Bund eingestellt.

Daß das Blättlein der Schulvogt-Gegner in Sissach herausgegeben wurde, darf nicht überraschen. 1882 besaß der Bezirk Sissach daß wir diese Wesensart in hohem Maß in unnoch immer besonderes bevölkerungspoliti- serem verehrten Vater, Jakob Schaub-Buser

sches Gewicht im Kanton. Davon und von der politischen Betriebsamkeit in damaliger Zeit zeugt die Tatsache, daß 1873 in Sissach nicht weniger als drei Zeitungen gedruckt

A propos Schulvogt: er wurde dann, wie in der Schweiz, so auch im Baselbiet abgelehnt.

In dieser Zeit, 50 Jahre nach der Gründung des Kantons Basellandschaft, zeichnete sich im politischen Leben eine Umschichtung ab. Die seit den Trennungswirren unstete, oft sogar chaotische Politik wurde durch dringende Anliegen der Zeit auf den sozialen Ausbau gewiesen. In diese Zeit fällt die Gründung der «Volksstimme». Sie wird von ihren Gründern dem Strudel politischer Gehässigkeiten bewußt entzogen und den häuslichen, kirchlichen und Bildungsanliegen des Volkes zugeführt; zur rechten Zeit greift sie auch maßvoll in die Politik ein.

Diese Haltung hat die «Volksstimme von Baselland» bis heute bewahren können, sie entspricht der bedächtigen Art des Baselbieters. Und es darf wohl beigefügt werden,

(1862-1950) verkörpert sahen. Er war zwar nicht Gründer der Zeitung, wurde aber knapp drei Jahre hernach, am 3. Juli 1885 (siehe das zweite Faksimile auf dieser Seite) vom Gründer-Komitee an die Druckerei nach Sissach gerufen. In der Folge widmete er sich dem Blatt als seinem Lebenswerk.

Heute, am 75. Geburtstag der «Volksstimme v. Baselland», nachdem sie vor kurzem noch ein neues Gewändlein bekommen hat, wollen wir den traditionellen Halt einschieben. Nicht nur, damit Rückschau gehalten, sondern vor allem, damit eine Dankespflicht erfüllt werden kann: Wir danken von Herzen unsern lieben Abonnenten landauf, landab, die zum Teil seit Generationen die «Volksstimme» in ihre Familie aufgenommen haben. Wir danken aber auch unsern geschätzten Inserenten. Ohne sie, die Repräsentanten wirtschaftlichen Wettbewerbs, ist das Bestehen einer freien, demokratischen Presse

undenkbar. Wir dan-

ken allen Mitarbeitern.

Siffacti, Samstag

Wolksstimme Hent: fdeintwädentund Eaglelland. Prak Relea und Trachildania.

4. Juli 1885

Seine, geldöftliche Tübrigfeit hat ber nunmehrige bernehmer ber "Boftstlume" in feiner bisherigen tellung au einem ber "Boftstlume" durchen Walte nügend beweifen tönnen und unfere leier wich feiten, unfere Jeilung in ben Sanben bes Bereites eines einer geachieten Bafelbieterfamilie willen

Schanb übernimmt Drud und Berlag un und herrn Dettwyler in Siffach beforgt. Bir ergreifen ben Anlag, um bem unfer Beitung benühenben Bublitum und besonbers unfer

feuilleton.

Die Garnftrangen.

Das Comite ber "Bolfsfimme."

mit Herz und Hand, mit Kopf und Fuß für die «Volksstimme» wirkten und wirken.

Für die Jubiläums-Beilage sind die Firmen im eigentlichen Verbreitungsgebiet der «Volksstimme» zur Insertion eingeladen worden. In unerwartet großer Zahl trafen die Bestellungen ein. Wir danken dafür ganz besonders. Wenn sich auf den folgenden Seiten die engeren Mitarbeiter und zugewandte Orte unseres Blattes vorstellen, so werden Leserinnen und Leser nicht nur ihnen die Aufmerksamkeit schenken, sondern auch den Inserenten. Sie zeichnen auf ihre Art ein Bild unserer Heimat. Das Bild ist Teil des wirtschaftlichen Fundaments unserer Bevölkerung.

Möge dieses Fundament auch in Zukunft ch erweitern und verstärken, mögen Friede und Glaube unserem Land und Volk erhalten bleiben, so kann auch die «Volksstimme von Baselland» an ihrem bescheidenen Platz die Aufgabe als Mittlerin von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf fortsetzen.

Der Verlag: Buchdruckerei J. Schaub-Buser AG., Sissach

Das Gründerkomitee

Aus den bereits genannten Gründen bildete sich das «Comite» zur Herausgabe der «Volksstimme von Baselland» mit den Gründern: Dr. Emanuel Probst, Gymnasiallehrer (ein Bruder des damaligen Pfarrers Jakob Probst in Sissach), Dr. Traugott Siegfried. Appellationsgerichtsschreiber, Louis Benz-Heusler, Professor Bernoulli, Professor Wakkernagel, Dr. Adolf Bieder, sämtliche in Basel; Mitarbeiter der Redaktionskommission in Baselland waren Jakob Frei, Gemeindepräsident, Oberrichter und Landrat, Sissach, die Lehrer Schaub-Gelterkinden, Dettwiler-Sissach, Wirz-Wenslingen, Briggen-Ormalingen, Koch-Rothenfluh, Mangold-Hemmiken, Tanner-Buckten, Straumann-Diegten.

Drucker, Verleger und Redaktor

Erster «Expedient» der «Volksstimme von Baselland» war Ortspolizist Mathias Bitterlin in Sissach, der später die Heimatkunde und das Bürgerbuch Sissach schrieb. Die Zeitung wurde als kleines Blatt von «Krenkel blieb auch jetzt ein denkbar erfreulicher und und Bitterlin» auf einfacher Handpresse ge-Korrespondenten und druckt. Schon nach kurzer Zeit mußte Bit-

Boten, die je ihre Zeit geopfert haben und terlin diese Tätigkeit aus pekuniären Gründen an Buchdrucker H. Schneider abtreten. Dieser vergrößerte das Format der «Volksstimme», konnte aber seinerseits die jährliche Entschädigung an das «Comite» nicht regelmäßig bezahlen. Die Entschädigung bestand in einer Summe von 500 Franken. Sie wurde jeweilen bis auf den letzten Centime für das sog. «Volksstimm»-Essen verwendet. Da zogen die Mitarbeiter in einen Dorfgasthof hinaus und ließen es sich an gedeckter Tafel wohl sein. Für 500 Franken muß es dazumal, auch wenn 20 oder 30 Personen am Tisch saßen, etwas Rechtes gegeben haben. Das war aber auch die einzige Entschädigung für die nebenamtliche Schreibarbeit das ganze Jahr hindurch. Die gute, alte Zeit!

Nun blieb jedoch schon 1884 das Geld us, und das «Comite» sah sich nach eine anderen Drucker um. Man empfahl den jungen Jakob Schaub, Sohn von Lehrer J. J. Schaub in Gelterkinden (Verfasser der Heimatkunde Gelterkinden), der seinerseits zu den Gründern oder Paten der «Volksstimme» zählte. Buchdrucker Jakob Schaub hatte sich nach der Lehrzeit in Zürich und Basel (Basler Nachrichten) weiter ausgebildet und befand sich gerade bei seinem Lehrmeister Graf, Bülach (vormals Gelterkinden) in Stellung, der ihn in seinem Entschluß unterstützte. So kam der 23jährige Jakob Schaub als Drucker der «Volksstimme» nach Sissach.

Hatte sein Vorgänger, H. Schneider, die Druckerei in der Eckliegenschaft Vordere Kirchgasse/Hauptstraße, neben der Statthalterei, betrieben, so zog nun J. Schaub in dem von Käsmeyer eigens für die Druckerei erbauten Lokal in der Eckliegenschaft obere Bahnhofstraße/Hauptstraße (heute Bäckerei Biehly) ein. Mit seiner ihm eigenen Tatkraft führte er den Betrieb über die Schwierigkeiten, welche eine Zeitung im Anfangsstadium ganz besonders bereitet, hinweg. Der Leserkreis erweiterte sich zusehends. Mit der Zeit schaltete sich J. Schaub als Redaktor ein, und später konnte er den Blattitel vom «Comite» käuflich erwerben. Nachdem er 1904 ausziehen mußte und einige Schritte weiter (im Laden des Benjamin Gerster) eine neue Unterkunft gefunden hatte (wo heute Büro und Akzidenzdruckerei sind), wurde Jakob Schaub-Buser Eigentümer der «Volksstimme». Der Kontakt mit den Gründern hielt oft über Generationen an. Der Schriftsteller Eduard Wirz, ein Großsohn des «Volks-

Sissach, Samstag.

I. Probehummer.

den 30. September 1882.

VOLKSSTIMME VON BASELLAND.

Die Volksstimme erscheint wöcheutlich zwomal. Mittwoch und Samstag und kostet vierteljährlich 60 Cts. franco durch die Schweiz. Inseratongeführ: Die Zeile 10 Cts. der Raum wird nicht berechnet Expedition von Bitterlin-Tschopp.

Min unfere werthen Lefer !

Die herquegabe biefes neuen Blattes wirb ohne Bweifel bie und ba Stopffdutteln verurfachen und beb Frage rufen: Daben wir nicht Zeitungen und des Lefe-floffes icon mehr als genng? Warum benn noch chuas Renes?

Und wir autworten: Freifich, aber biefer Lefeftoff entfpriot gar oft nicht ben Anfichten und Anfchanungen bes lefenben Bublitums, er ift bem gewöhnlichen Landwirth und Dandwerfer, überhaupt bee arbeitenben Bolleffaffe nicht nabe genng gelegt, b. 6, nicht feicht fafilich gehalten, er tommt nicht immer fognfagen aus bem Bollgleben und bringt befihalb auch weniger recht in basfelbe binein. Es ift bieß ein Uebelflanter beit Wit nur umern ichwachen Seraft en abgubelfen uns beftreben werben.

Dann aber noch ein zweiter und hauptgrund jur Berausgabe biefes Blattdens: Die Reitung ift fiberall bereits bas einzige Bublifationsmittel im burgerfichen Leben. Gie wird benugt vom Bauer und Land. wirth, behufs Berwerthung ihrer Probuttionen, fie wird benust vom Sandwerter, feine angefertigten Berathichaften an Dann ju bringen, es fucht ber Rnecht ober Die Magb burch ibre Bermittlung einen Blat, ber Bewerbe und Sanbeltreibenbe empfiehlt barin feine Waare, und Bereine, Gefellicaften ze geben barin thre Berfammlungen, Bufammenfünfte u. f. w. befannt. Es ift alfo bie Beitung ein bebeutenber Bertehrsweg; affein unferer Dleinung nad, ein gu theurer. Dle Arbeiterflaffe bedarf ein billigeres Inferatenblatt, benn bie Dagen, ble bem Beitungsfdreiber für elnige Beilen Ginrudung bezahlt werben mugen eben guerft auch mib gwar fauer verbient werben und fiebt Die geforberte Bebühr nicht im richtigen Berhaltniß Bur geleifteten Arbeit bes Berlegers. Unb gerabe hauptjächlich aus biefem Grunde rufen wir ein neues Blatt ins Leben.

Bie am Ropfe besfelben gu lefen ift, toftet bie ein-Spaltige großere Beile nur 10 Gis. und werben nur bie Beilen und nicht ber Raum, ben fle einnebmen, berechnet. Dann baben wir ben Abonnementsprets für's Sabr auf Fr. 8. 20 mithin pr. Quartal auf 80 Ets. gefest, und wird efuftwellen ble Bolls.

ftimme" wochentlich zweimal und bei großerem Stoff. andrang mit einer Beilage erfcinen

Befit glauben wir bem Leferfreis noch fagen au follen, welche Tenteng unfer Blatt gu befolgen beabfichtigt. Dasfebe wird nicht eigentlich Politif treiben, fonbern mehr ein fogenannter Sprechfagt fein filr Rebermann ohne Ausnahme. Erfahrungen, und Mitthel fungen, Belehrungen aus affen Bebieten ber Lanb. wirthicaft, bes Danbwertstanbes und ber Induftrie, aus bem Berichts und Rathfaale, aus ber Beamfen, Belehrten und Schulftube etc. find uns febr melltommen, und werben wir folde jebergeit gu Rug und Frommen unfers Leferfreifes verwerthen. Rur bloge Dorfnenigfeiten und bergleichen, bie

angt von angemeinem Entereffe furs gange Bubti-tum berechnet find, finden bei uns feine Aufnahme. Co manbere benn bin, junge "Bottsftimme" in affe Thaler und Thalden, in alle Stabte und Stabt. den, in alle Dorfer und Dorichen unferes Rantons und auch barüber binaus, und bringe oben und unten, hinten und vorn, rechts und lints, huben und brüber allen freundlichen Lefern und Leferinnen (und auch ben unfreundlichen) einen recht ichonen

freundlichen Brug und Willfomm ! Siffad, im Gept. 1882.

Die Erpedition.

Zum schweiz. Obligationenrecht,

Das eibg. Obligationenrecht foff befannttich auf 1. Januar 1883 in Rraft treten. Die erfte Beit ber herricaft bes neuen Rechtes wird für Dlanden eine fowere fein und viele Rlagen hervorrufen. Mande Aebgeworbene Bewohnheit wird geopfert werben muß en. Mander wirb trop allen Bublitationen, nichtwiffenb ob. uldt baran bentenb, bag bas all Bergebrachte geanbert worben ift, fich in felnen Bod ansfehingen getäuscht und zu Schaben gebracht jeben. Auch wird das Ereditivesen aufänglich durch das fat ganglide Begfallen bes bypothelarifden Dobillat pfanbrechtes mandenorts einen Schlag erleiben. 38 aber bas Hebergangsflabtum elumal burchgemacht, fo.



tisch der Schnellpresse dirigierte, wo ich zwei geschlagene Stunden lang über den kausalen Zusammenhang zwischen Schneeballkrieg und Auslegedienst an einer Schnellpresse nachzusinnen Gelegenheit fand. Von da an war mir das Auslegen verhaßter denn irgend eine andere Beschäftigung. Die Mutter tröstete mich spaßhaft u. bündig: «Schau, wenn dus nicht gern tust, so tust dus eben ungern!» Und dabei bliebs.

Noch ein anderes, mit hellern Farben gemaltes Bild aus dieser Zeit ruft mir das Gedächtnis ins Bewußtsein zurück. Damals mußte unsere Schnellpresse noch von Menschenhand angetrieben werden. Die mühevolle Arbeit erforderte herkulische Muskelkräfte. Da stand der alte «Radtryber» Meier, eine trotz der rund 65 Lenze, die ihm das Haupthaar gebleicht, noch jugendlich rüstige Gestalt von hohem Wuchs und robustem Körperbau, da stand der Hüne über die Kurbel gebeugt, drehte und drehte . . . Noch entsinne ich mich deutlich, wie er in den Ruhepausen mit einem roten Allerweltstaschentuch den Schweiß vom geröteten Kopf wischte, und wie ich, hatte er die Hemdärmel aufgekrämpelt, das kräftige Straffen seiner sehnigen Arme bestaunte. Um die



Jahrhundertwende ist dann der Elektromotor gekommen und hat dem alten «Radtryber» Meier die schwere Arbeit abgenommen.

Der Falzer

Nun rückte die Zeit heran, da ich aktiver in unsern Zeitungsbetrieb eingreifen durfte. Am Dienstag und Freitag hieß es in unserer Familie immer «Zytigstag, o Schreck, alle Mann an Deck!» Beim Zeitungsfalzen mußten außer den Arbeitern auch der Hilfsredaktor und wir ältern Kinder Hand anlegen, während die Mutter das Aufkleben der Adressen besorgte. Man zog bei einem Setzkasten eine der obern Schubladen heraus, legte ein breites Brett darauf, und an diesem improvisierten Tisch erlernte ich das Zeitungsfalzen. Meine Vorbilder waren Lehrer Dettwiler, der langjährige Hilfsredaktor, und sein Sohn Eugen, der damals im obern Dorfteil die Zeitungen vertrug. Vater Dettwiler legte die Ecken der Zeitungsblätter zwar schneckenhaft langsam, aber peinlich exakt aufeinander, wie es heute die Falzmaschine nicht besser fertig bringt. Von ihm wollte ich genaues Schaffen lernen. Dem Zeitungsbub Eugen aber lief das Falzgeschäft so flink und schneidig aus der Hand, daß ihm keiner nachkam, als hätte es gegolten, einen Rekord im Zeitungsfalzen aufzustellen. Ich habe mich erfolglos abgemüht, ihn zu übertrumpfen, obschon auch ich mit der Zeit eine ansehnliche Fertigkeit im Falzen erlangte.

Der Zeitungsbub

Und wieder gabs Rollenwechsel, und wieder gings eine Sprosse aufwärts. Mit neun Jahren trat ich in die Fußstapfen meines Falzrivalen Eugen und wurde Zeitungsverträger. Der Vater erzählte mir um diese Zeit die Geschichte von einem Gelehrten und weltberühmten Erfinder, von dem Amerikaner Thomas Edison, der als armer Zeitungsjunge seine Laufbahn begonnen hatte. Diese Geschichte, die um das Metier der Zeitungsjungen einen gewissen Glorienschein der Romantik legt, imponierte dem Buben und spornte ihn an zu treuer Pflichterfüllung.

Mein Wirkungsfeld umfaßte den obern Dorfteil, vom ehemaligen Turbinenhaus an der Gelterkinderstraße bis zum Galleheinihübeli jenseits des Zunzgerbaches, inklusive das damals noch kleine Quartier hinter dem Bahnhof und bis zur «Sagi». Es gab nur wenig Häuser, wo keine Zeitung abzugeben

Jungen mit der großen Ledertasche geschäftig und pflichteifrig von Haus zu Haus beineln, von Straße zu Straße. Und da treten, freundlich Dank nickend, einst wohlvertraute Sissacher vor ihn hin, Glieder einer ältern Dorfgeneration, die längst auf dem stillen Friedhof ruht: Der stämmige Schuhmacher Tanner im Pfarrgäßli, der gern mit andern Handwerkern blauen Montag machte; der Kleidermacher Häfelfinger hinter der Kirche, den man um Gottswillen nicht mit Herr Schneidermeister anreden durfte; der Kleistervetter Oberer am Leuehübel, bei dem wir Kinder oft farbige Papierstreifen bettelten; der starke Schlosser Spieß, der mir, die Brille auf der Nase, aus dem Hintergrund seiner Werkstatt stets ein spaßhaftes Wort zurief; der Gerber Hoffmann, der immer so still und ernst und abgeschlossen von der Welt, wie ein Mönch in der Klosterzelle, in seiner viel zu großen Stube saß. Das sind nur einige wenige aus dem Unterdorf, die aber als besonders markante Gestalten dem Zeitungsbub sich unauslöschlich eingeprägt haben. Haftengeblieben in seinem Gedächtnis sind ebenfalls einige brummige Abonnenten, die den kleinen Zeitungsjungen gelegentlich als Zielscheibe ihrer schlechten Laune benutzten.

Das Zeitungsvertragen war nie langweilig, und doch atmete ich jeweilen auf, wenn ich die letzte Zeitung bei einem Hinterhaus am Galleheinihübeli unter der geschlossenen Haustüre hineingeschoben und mit der leeren Ledertasche den Heimweg angetreten hatte. Im Winter, wenn die Abenddämmerung früh hereingebrochen war und ich mit einem angehängten Oellämpli den Weg durch finstere Hausgänge und über stotzige Treppen suchen mußte, da entbehrte der Verträgerdienst nicht einer gewissen Romantik. Einmal, es war auf der offenen Treppenlaube der alten Frau von Däniken am Dygwägli, erschien mir sogar ein großes, weißes Gespenst mit hochausgestreckten Armen. Hei, habe ich eine Höllenangst ausgestanden und Reißaus genommen! Die gute Frau, die mir immer so wie eine Fee aus dem Märchen vorkam, mußte an jenem Abend umsonst auf die «Volksstimme» warten.

Tausend kleine Dinge und Vorkommnisse, die damals Herz und Seele des Knaben rührten, sind seither verblaßt oder ganz ausgelöscht, weil das Leben den Erwachsenen für solche Erlebnisse längst abgestumpft hat. Nicht vergessen hat er die Tage ums Neujahr, da ihn liebe Abonnenten mit Neujahrsbatzen reichlich beschenkten, daß er nach jeder Tour daheim als glückstrahlender Krösus ganze Hampfeln Nickel- und Silbermünzen aus der Hosentasche auf den Tisch leeren konnte. Es gab oft recht ansehnliche Sackgeldbeiträge, die der Vater mit meinen übrigen Einnahmen vom «Cheigelstelle» und «Roßhebe» im Sparkassenbüchlein eintragen ließ. Ich bin seither nie wieder aufs Geldverdienen so erpicht gewesen.

Der Zeitungsschreiber

Lang, lang ists her, seit mein erster Zeitungsartikel in der vox populi erschienen ist. An einem Herbstabend des Jahres 1907, also vor genau 50 Jahren, leuchteten mir aus der Zeitung meines Vaters die Initialen J. Sch. entgegen. Sie standen unter der Schilderung einer Bergtour in den Bündneralpen. Mit leichtem Herzklopfen und geröteten Wangen zeigte ich den Erstling meiner journalistischen Gehversuche dem Primus unserer Klasse, der ihn weidlich rühmte und mir den Rat gab, die Schilderung als freiwillige Arbeit dem Aufsatzheft einzuverleiben, was schnurstracks befolgt wurde und wofür ich vom Deutschlehrer mit einer schönen Sechs und mit der Erhöhung meiner geistigen Aktien bei ihm honoriert wurde.

Bis mir dann der väterliche Redaktor für meine Zeitungsschreiberarbeit, die nach der Seminarzeit mit mehr oder weniger Hochdruck einsetzte, das erste Honorar auszahlte, sind noch etliche Jahre ins Land gezogen Lehr- und Wanderjahre. Im Vordergrund stand immer die Freude am Schaffen und Gestalten mit der Feder, sowie eine tiefverwurzelte Verbundenheit mit unserer Zeitung.

Man hat mir schon geschmeichelt und zugeflüstert, ich hätte mit meinem flüssigen und leichtleserlichen Schreibstil das Zeug zu einem Journalisten. In der Tat ist die Neigung, Gehörtes, Gesehenes und Erlebtes schriftlich zu fixieren, schon früh in mir er-



Federzeichnungen von Fritz Pümpin

Da sehe ich in Gedanken den kleinen wacht, was urkundlich belegt werden kann Korrekturstift beiseite gelegt und nach der durch ein fast tausendseitiges Tagebuch aus der Seminarzeit. Dieses lustig flackernde Feuerlein der Schreibseligkeit wurde durch meinen Vater weiter entfacht und genährt, indem er dem Knaben die in den «Basler Nachrichten» erschienenen Zeitungsartikel aus seiner Feder zur Lektüre vorlegte, vermutlich mit dem Hintergedanken, ihn für diese Art Honorierung zu erwärmen und begeistern. Ja, mein Vater war ein kluger

Für den Stand der geistig wachen und bewegungsfähigen Presseleute habe ich zeit meines Lebens hohe Achtung gehegt und vor ihrem, den ganzen Einsatz der Arbeitskraft gebietenden Tagewerk sogar etwas wie Respekt und Ehrfurcht. Ein mit allen Sinnen, mit Herzblut, Temperament und Vitalität geschriebener Aufsatz in der Zeitung konnte meine Pulse bis zum Hals hinauf hörbar schlagen machen. Und sein Verfasser galt in meinen Augen als höheres Wesen, zu dem



ich emporschaute wie der Bub zur Sportskanone oder der Backfisch zur Filmdiva.

Wie gerne weilte ich immer im Kreise der Zeitungsleute, die für alle Tagesfragen so aufgeschlossen und anregend sind! Mit Freude und Stolz erinnert man sich der etlichen hundert Presseanlässe, bei denen das Dorfschulmeisterlein sich in dem Gedanken wiegen konnte, ein Journalist zu sein, ein Angehöriger der sechsten Großmacht, wie ein Mächtiger die Presse bezeichnet hat.

Und dennoch bin ich dem Schicksal dankbar, daß es mich im Leben einen andern Weg gewiesen, den Weg zur Schule. Hier fand ich zuweilen eine freie Stunde, da der rote

Feder des Zeitungsschreibers gegriffen wurde. So viele meiner Artikel auch schon gedruckt wurden, so groß meine Freude heute noch ist, wenn ein Produkt meiner Schreibarbeit frischgedruckt vor mir liegt, so bin ich eben doch nicht mehr als ein gelegentlicher Mitarbeiter geblieben, der die ihm passenden Themen auswählen und sich sozusagen selber die Rosinen aus dem Kuchen klauben darf.

Für mich bedeutet die Mitarbeit nicht harte Pflicht, sondern Bedürfnis. Sobald ich Artikel am laufenden Band aufsetzen oder tagtäglich als Reporter amtieren müßte, zu jeder Tages- und Jahreszeit, mit und ohne Kopfweh, als Mitglied eines Redaktionsstabes oder als freier Journalist -, nein, so heftig lodert die Flamme der journalistischen Tätigkeit auch wieder nicht in mir. Die Vitalität eines sprühenden Pressemannes und Draufgängers, der seine Gedanken in Sekunden und Minuten zu formen und zu bilden wissen muß, wurde mir nicht in die Wiege gelegt, trotzdem diese Wiege an der Geburtsstätte einer Zeitung gestanden hat. Es verhält sich hier wie mit der Musik, die ich sehr liebe, ohne daß ich sie als Beruf und Brotkorb ausüben möchte.

Und ein Letztes: Wenn meine Leser der Meinung sind, meine Artikel über ein Thema irgendwelcher Art fließen mir wie selbstverständlich aus dem Handgelenk und aus der Feder, so sind sie im Irrtum. Es ist nötig, daß man sich fortwährend hinter seinen Büchern oder im Lesesaal der Bibliothek hinter Nachschlagewerken verschanzt, um auch hier, nicht bloß aus dem Tagesgeschehen, Anregungen zu holen und so die Gestaltungskraft zu üben. Dynamisch lebendige Veranschaulichung, gemeinverständliche Darstellung und packende Schilderung, die den Leser in Atem hält, ist eine Kunst, die wie eine lodernde Flamme ohne Unterlaß genährt werden muß.

Jacques Schaub



Korrektor, hab acht!

Es heißt, der Teufel hätte die Welt verlassen, weil er wisse, daß die Menschen einander selbst die Hölle heiß machen. Ein Teufel aber hat sich noch nicht aus dem Staube gemacht und wird überhaupt der Welt nie den Rücken kehren, solange diese sich mit dem Dreck von Büchern und Zeitungen befaßt. Hat der geneigte Leser ihn schon entdeckt, diesen ausgelassenen, unausrottbaren, schindludertreibenden Unhold, den Druckfehlerteufel? Es muß natürlich oben heißen: mit dem Druck von Büchern und Zeitungen.

Ein aalglatter, heimtückischer Geselle, dieser Druckfehlerteufel, der überall sich einzuschleichen versteht und manchmal gar ulkige Dinge anstellt, die den Drucker und das Publikum stets wieder veranlassen, sich mit ihm auszusöhnen. Gelegentlich wird man die Meinung nicht los, der Setzer sei ein Spaßvogel und stecke mit ihm unter einer Decke.

In einem Bericht über eine patriotische Feier hieß es: Der Abend wurde verschönert durch den tierstimmigen Gesang des Männerchors. Und in der Berichtigung las man: . . durch den bierstimmigen Gesang des Männerchors . . . wo es doch hätte heißen sollen: durch den vierstimmigen Gesang des Männerchors. Wenn ein Turnverein statt ein Schauturnen ein Sauturnen veranstaltet oder gar verunstaltet, wenn ein Konzert außergewöhnliche Gemüse verspricht statt Genüsse, wenn das Publikum vom Conférencier durch komune Vorträge belästigt wird statt durch komische Vorträge belustigt wird, wenn ein Landwirt im Inserat seinen Bauern hof zu versaufen statt zu verkaufen wünscht, oder wenn es im Feuilleton heißt: Der Mann vergalt alles, was die bessere Ehehälfte an ihm Liebes getan, durch doppelte Hiebe, statt Liebe, so könnte man schon ein wenig Argwohn hegen gegen den Ketzer, pardon gegen den Hetzer, Entschuldigung gegen den Setzer.

Ueber den Sissacher Herbstmarkt lasen wir einmal folgenden Presse-Kommentar: Er übt immer noch seine frühere Lugkraft aus und bildet so gleichsam einen kleinen Fasttag für das ganze Oberbaselbiet. Es himmelte wieder von rauflustigem Volk, das sich zwischen den rund 150 Ständen dränkte. Die Versäufer hatten einen guten Tag, ebenso die Wirte, denn die Pokale waren dicht angefüllt, und am Abend luden Geigen, Kna-

rinette und Landorgel die großen Rinder zum Tanze. — Hat hier wirklich das leidige Druckfehlerteufelchen so viele Bosheiten angehäuft? Nein, es war offenkundig der Verfasser selbst, den es in angeregter Herbstmarktstimmung gereizt hat, Schabernack zu treiben mit seinem Werkzeug, zur Belästigung, bzw. zur Belustigung der Leser.

In meiner Druckfehlermappe finden sich noch folgende Sätze aus einer Konzertbesprechung: Leider sang der Solist je drei von Schubert, Schumann und Mendelssohn (statt: Lieder sang der Solist . . .) Und an einer andern Stelle heißts: Sein sonst gutgeschultes Organ ist nicht geschaffen für eine derart hohe Gage (statt Lage). Aus einer Sängerin ist im Druck auch schon eine Säugerin geworden, was der Betroffenen sicher wenig Freude machte.

Druckfehler entstehen, wenn der Handsetzer in das falsche Buchstabenfach greift oder wenn falsche Lettern in das Fach geraten sind. Beim Maschinensatz hat der Druckfehlerteufel seine Hand im Spiel, wenn der Maschinensetzer beim Tipen danebenhaut. Hand aufs Herz: Wer von euch Lesern hat in seinem Leben noch nie danebengehauen? Ein schlechtgeschriebenes Manuskript ist selten die Ursache, denn ein guter Setzer besitzt eine unglaubliche Routine im Entziffern unleserlicher Handschriften.

Findet der Korrektor beim Durchlesen des Bürstenabzuges Fehler, so streicht er sie an. Dann ersetzt der Metteur mit einer Pinzette den falschen Buchstaben durch den richtigen. Das kann er aber nur beim Handsatz, während er beim Maschinensatz immer eine ganze Zeile herausnehmen, neu setzen und gießen lassen muß.

Hätte man in einem Zeitungsbetrieb dreioder viermal so viel Zeit als man wirklich hat, so könnte man dem sein Unwesen treibenden und ins Handwerk pfuschenden Kobold intensiver auf den Leib rücken. Allein bei der Presse pressiert es fast immer, trotzdem der Name Presse nicht vom Verb pressieren kommt. Setzer und Drucker sind gar oft unter Druck gesetzt, und selbst dem gewissenhaftesten Korrektor, der wie ein Häftlimacher auf der Hut ist, weiß das Druckfehlerteufelchen gelegentlich ein Schnippchen zu schlagen. Das dürfte nun sogar dem grünsten Grünling einleuchten.

stimm»-Gründers Lehrer Wirz in Wenslin- daß ich schon als kleiner Knirps und währgen, schreibt seit 1923 die «Umschau». Und hat noch keine ausgelassen. Hut ab. - Mit Wenslingen und der «Volksstimme» hat es überhaupt eine eigene Bewandtnis. Der Dichter und Schriftsteller Traugott Meyer wird im nächsten Kapitel davon berichten.

Jakob Schaub, während 64 Jahren die tragende Säule im Aufbau der «Volksstimme», war ein echter Zeitungsmann. Er verstand die Feder zu führen, hatte aber auch eine glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter, zu denen neben den Gründern ein Pfarrer Jakob Probst in Sissach, ein Pfarrer Karl Brefin in Tenniken, Verfasser von «Unterdrückt, nicht überwunden», ein Seminarlehrer Martin, Bern, gehörten. Entschlußkraft paarte sich mit Ausdauer und Beständigkeit. Dazu hatte er, vom Vater und aus der Bezirksschulzeit in Böckten, die Liebe zur Poesie mitbekommen. Kaum je war er verlegen, zur rechten Zeit den rechten Spruch anzubringen.

Bei seinem Tod, am 3. März 1950, schrieb



Dr. phil. Emanuel Probst 1849-1929

Nationalrat Dr. Boerlin in der «Basellandschaftlichen Zeitung»: «Wir möchten unsererseits dankbar bekennen, wieviel der Verstorbene für unsern ganzen Kanton und vor allem für das Oberbaselbiet, das er so wohl verstand und vertrat, zeit seines Lebens gewesen ist. Er hat nicht nach Aemtern und Ehren gestrebt. Ihm war es genug, am wichtigen Arbeitsplatz für Land und Volk an der Arbeit und immer bereit zu sein. Dort hat er beste Baselbieterart verkörpert, und darum auch in politisch bewegten Zeiten, im Kampf der Ideen wie im Kampf um die Selbständig-



Johann Jakob Schaub 1828--1910

keit des Kantons stets das rechte Wort zu sagen und das Rechte zu tun gewußt. So war er für viele ein guter Geist und ein zuverlässiger Halt.»

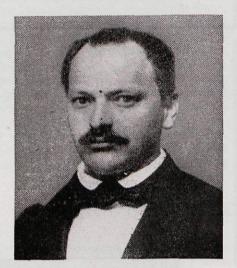
Ausland- und Umschauschreiber

Unser Mitarbeiter Traugott Meyer schreibt: Mein Großvater mütterlicherseits, der Lehrer Eduard Wirz-Obrist in Wenslingen, zählt zu den Wegbahnern und Gründern der «Volksstimme». Ist es da zu verwundern, wenn sie zum Familienblatt oder meinetwegen denn zum Leibblatt der Familie erkoren wurde? Ist es weiter zu verwundern,



Mathias Bitterlin 1840-1916

schafter Hosenpfumpf mit dieser «Volksstimme» sowie mit ihrer Entstehung bekannt wurde? Großvater erzählte doch am Tisch oder auf dem gewohnten Gang zum «Pflanzplätz im Gstei» nicht selten vom Anlaß, der zur Gründung geführt hatte. Das meiste habe ich im Laufe der Jahre verschwitzt; aber eines ist mir geblieben: die Begeisterung, mit der unser Großvater vom Werden der «Volksstimme» erzählte. Es sei notwendig gewesen. In Dörfern und auf Höfen vom Ergolz- bis zum Fünflibertal habe man eine Zeitung gewünscht, in der über «die eigenen Anliegen» zu lesen sei. Sie müsse etwas Rechtschaffenes, Anständiges bringen, das christlich-ethisch fundiert und in unserer Wesensart verankert ist. Für Extremes von hüst oder hott habe man keine Lust und für flatteriges Spintisierzeug keine Zeit. So sei man voller Eifer an die Gründung der «Volksstimme» gegangen. Gründer, Leiter und Drucker seien dem allgemeinen Wunsche nachgekommen: die Sache nüchtern vorzu-



Jakob Frei 1825-1898

bringen, aber den echten, bodenständigen Humor nicht außer Spiel zu lassen, wo er am Platze ist, und immer darauf zu achten, daß frisches, gutes, hausgebackenes Brot aufgetischt wird.

Familienblatt war uns die «Volksstimme» aber auch deshalb, weil mein Vater, Gustav Meyer, ebenfalls Lehrer in Wenslingen — bis an seinen leider viel zu frühen Tod im Jahr 1916 — das «Ausland» schrieb. Dabei ging er seinen eigenen Weg. Es war ihm weniger um die Nachrichten und Meldungen der verschiedenen gekrönten Häupter oder der Re-



Eduard Wirz 1833---1919

gierungen zu tun, als um den einfachen Leser selber. So machte er sich gern über alles Uebertriebene und Hochtrabende lustig. Mit glockenhellem Lachen oder einem beißenden Witz entlarvte er mehr, als manchem lieb war. Dadurch traten freilich die Staatsaktionen und weltbewegenden Ereignisse etwas in den Hintergrund und auf der eigentlichen Bühne spielten sich mehr oder weniger die Anliegen und Ansichten der Leute aus unserer Gegend, der Leser selber ab; aber für damals, als einem die weite Welt noch so fern lag, weil man weder durch Radio noch andere neuzeitliche Erfindungen und Einrichtungen mit ihr eng verbunden war,



1842-1915



Jakob und Elisabeth Schaub-Buser

schien diese Art des Artikelschreibens, die | huldigte auch der jungenhaften Unverfrorennicht wenig an Matthias Claudius und Johann Peter Hebel erinnert, das Gegebene, das Richtige zu sein. Vaters «Ausland», ganz persönlich und ungemein originell gehalten, wirkte denn auch bei den meisten Leuten mahnend und warnend oder tröstend und aufrichtend, also in erzieherischem Sinne. Mehr als eine Bemerkung kam unversehens in aller Mund und lebte längere Zeit, ohne daß man ihren Ursprung kannte, wie ein Volkslied, ein Sprichwort oder eine geläufige Redensart im Volke weiter. Wie aber das «Ausland» Woche für Woche geboren wurde oder entstand - davon merkten wir freilich wenig. Vater «verzog» sich einfach mit einem Stoß Papiere in die Schulstube, wo er nach der Schule allein und ungestört sein konnte. Selten sah man ihn etwas notieren. Aber neben der Schule, bei der Arbeit auf dem Felde, im Gemüsegarten, dachte er viel darüber nach. Wenn man ihn dabei etwas fragte, war es oft, als ob er aus einem Traum aufgeschreckt würde. Er war eben abwesend auf Reisen ins «Ausland».

Noch andere Glieder unserer Familie schrieben regelmäßig in die «Volksstimme». Da ist vorerst ein Onkel, Julius Wirz, Lehrer in Muttenz, der ebenfalls eine schöne Reihe Jahre artikelte. Er verfaßte die «Umschau», bis er sie am 24. April 1923 an meinen Vetter, den Edi Wirz in Riehen, abgab. Vater und Onkel kamen hin und wieder zusammen, um etwas wegen der «Volksstimme» zu besprechen; denn sie zwei schrieben ja Jahre hindurch gleichsam miteinander «Ausland» und «Umschau», also den größeren und gewichtigeren Teil unserer Zeitung.

Vom jetzigen Umschau-Schreiber, meinem Cousin Edi Wirz, könnte ich ganze Artikel aufs laufende Band setzen. Das ist aber nicht nötig, weil er ja überall bekannt ist und weil ihn die «Umschau» selber wie ein Spiegel zeigt. Es genügt also vollauf, wenn ich hier den Rat erteile: Lieber Leser, lies die «Umschau» einmal ohne Radio-Mithilfe, dann hast du Edi Wirz wie er leibt und lebt vor

Nicht wahr, nun habe ich bewiesen, warum ich sagen kann und darf, die «Volksstimme» sei in doppeltem Sinne mein oder unser Familienblatt? Ich hätte freilich noch weitere Belege in der Hand. Zum Beispiel begleitete die «Volksstimme» seinerzeit meinen Bruder nach München und blieb 18 Jahre bei ihm, bis der Führertürk oder Nazirummel losging und sie beide wieder in die Heimat trieb. Diese Auslandsjahre haben aber in den «Münchner Briefen» einen regelmäßigen Niederschlag gefunden. Ältere Leser erinnern sich vielleicht noch mit anerkennendem Schmunzeln an sie. Ich selber nahm die «Volksstimme» auch an jeden Wohnort mit. So war sie mir die Stimme der Heimat, als ich als junger «Trübel», immer etwas heimwehkrank, in Bern meine Lehrzeit durchmachen mußte. Damals übte ich mich wie so mancher Jüngling im «Dichten» und

heit, diese Versgebilde an die Druckerschwärze zu bringen. Die «Volksstimme» war so weitherzig, meine ersten Produkte, die unter einem Pseudonym davonhinkten, liebevoll aufzunehmen. Später gewährte sie mir immer wieder Zeit und Raum, Verse und Artikel einzurücken. Im Laufe der Jahre habe ich wohl Dutzende von Gedichten und weit über hundert Artikel muttersprachlicher und heimatkundlicher Prägung in der «Volksstimme» bringen können. Und seit dem Hinschiede meines verehrten Kollegen Dr. Albert Fischli in Muttenz, der von 1916 bis zu seinem Hinschied am 22. Dezember 1947 auf meisterhafte Art das Weltgeschehen für den «Volksstimm»-Leser schilderte, schreibe ich jede Woche das «Ausland» für die Freitag- und den «Blick» für die Dienstagnummer. Ich bin also auch so etwas wie der Nachfolger meines Vaters selig geworden. Das freut mich ganz besonders. Es verpflichtet aber auch ganz besonders. Ich möchte es doch «ihm» und «ihr» - schon aus familiären Gründen und der Tradition wegen recht machen. So opfere ich wöchentlich viele Stunden dafür und bemühe mich, der jetzigen Zeit angepaßt und meinem Versprechen, das ich seinerzeit Papa Schaub abgelegt habe, treu bleibend, die Wirren und rätselhaften Bewegungen, die über Welt und Menschheit gehen, so nüchtern wie möglich und dem Grundprinzip der «Volksstimme» gemäß an den Leser zu bringen. Ob mir das gelingt, mußt du, lieber Leser, selbst entscheiden. Manchmal gelüstet es mich wohl, etwas pfiffig-kniffiger darzustellen. Dann flüstert mir aber eine Stimme ins Ohr: Denk an das Bleibende! Verliere dich nicht in billigen Volkstümeleien! Vertausche den Geist nicht um Witzspiele, das ehrwürdige, etwas trockene Hausbrot nicht um saftiges Schleckzeug! Und dieser Stimme gebe ich natürlich nach. Sie meint es ja so gut mit mir, mit der «Volksstimme» und mit dem Leser.

Der Korrespondent

Das schlechte Gewissen kneift uns beim Gedanken, daß wir nun aus dem Mitarbeiterstab zuletzt den Korrespondenten in der Gemeinde erwähnen. Dabei gehörte er an den Anfang. Denn was wäre eine Lokalzeitung ohne Lokalbericht? Man stelle sich den Redaktor vor, der von seinen Korrespondenten im Stich gelassen wird - und das Bild vom zappelnden Fisch auf dem Trockenen ist perfekt. Also, Ihr Herren Korrespondenten, es sei gebührend unterstrichen, daß Eure Mitarbeit hochgeschätzt, aber nicht nur das, sondern für die «Volksstimme» lebensnotwendig ist. Wir dürfen hier auch fünf Namen abdrucken, die von den andern fleißigen Korrespondenten neidlos anerkannt werden, weil sie bereits seit Jahrzehnten ihre Pflicht als Berichterstatter treu und zuverlässig erfüllen. In Sissach gilt dies für Dr. Jakob Felber.



Julius Wirz 1860-1934



Dr. phil. Albert Fischli 1882-1949

gemeinde, in Gelterkinden für Ernst Spinnler, der letztes Jahr zur höchsten Würde im Gemeinderat aufgestiegen ist. Und nun wandern wir in Gedanken das Diegtertal aufwärts, wo Hans Börlin in Diegten seit vielen Jahren die Feder führt. Und jetzt geht's hinüber zum Wisenberg. Da haben wir in Karl Otto Weber einen aufmerksamen Korrespondenten. Und nun langen wir auf unserem Rundgang am Fuß der Schafmatt an, bei Hans Gysin. Wenn der Redaktor die Enveloppe aus Oltingen öffnet, findet er neben einer achtzehnkarätigen Korrespondenz aus dem Dorfleben meistens noch ein Gedicht od. einen Vers des Bauerndichters. Diesen «Oltinger Geist» und die Form dazu an die Leserinnen und Leser weitergeben zu dürfen, ist immer ein schöner, ist ein feierlicher Moment am Redaktionspult.

Kartengruß aus der Fremde

Paris, den 20. Oktober 1956.

Liebe Volksstimme,

Ich möchte Ihnen vielmals danken für die prompte Zustellung der Zeitung. Ich glaube, ich würde es hier gar nicht aushalten ohne Ihre Zeitung, die mich in allen Angelegenheiten auf dem laufenden haltet.

Mit freundlichen Grüßen

Lisette Schaffner.



E. W.

D Zytig

(Gschrieben anno 1921)

Wenn de hützigstags no as modärne Möntsch gälte witt, so verlangt me zweuerlei vo der: Erschtens muesch im e Verein, in ere Partei sy, und zweutens muesch d Zytig läse, und zwor nit nummen eini. Nu, im e Verein zsy, fallt schließlig eim nit z schwer, me het jo bald meh Uswahl, as dr Chesmeyer in Schueh, und das will doch öppis heiße. Hesch kei Stimm, ass de s Lerchli chasch yfersüchtig mache, hesch nit der nötig Schwung zum Cheigle oder nit die nötigi Rueh und dr patriotisch Yfer, ass di an allne Hore in e Schützeverein zieht, so gohsch in e andere. Mänge fehlt aber absolut jedes Verständnis zue settige Sache. Die darfsch um alles in der Wält nit wehle, wäder in Gmeinrot no an e höcheren Ort. Villicht tüeje si sich derno bessere mit der Zyt und gründe e Club für Vereinslosi. Doch was wei au die Vereinli säge näbe de Parteie. In e so eini ghörsch. Oder meinsch denn du arms Möntschechind, du chönntsch us der sälber use en eigeni rächtige Meinig hole vo all dene Dinge, wo im Dorf und im Ländli umme passiere? Do bisch lätz brichtet. Mach weidli und verschryb di einer, si wei jo alli numme s Bescht. — Jetz chunnt none andere Item, und das isch d Zytig. I ha eigetlig numme über die welle schrybe, aber s ander isch grad so am Wäg gläge, und do han is mitgno.

Isch ein wäder im e Verein, no innere Partei, und het er nit emol e Zytig, jä nu, mit däm isch derno nüt meh azfo, dä paßt in eusi Zyt, wie der alt Schuehmacher z Wintersinge, wo in myne Buebejohre im Grabe hinde ghuset het, in Basler Große Rot. So schlimm isch s mit mir derno nonig bstellt. I lis Tag für Tag myni Zytige, am Samschtig sys albe fascht es halb Dutzed. Die Konferänze und andere Tänz, wo dört drinn stecke, gäbe albe juscht es Kaffi. Wie gseit, me list syni Tagesbletter und weiß am Schluß so vill wie am Afang, me verwächslet der Lloyd George mit em Landru und glaubt am Aend gar, es geb none Schwyzer, wo nit gang ins Dütsch gang go ychaufe. I has bim Zytigläse wie bim Aesse, i spar mer für zletscht nones guets Mümpfeli, es Dessärt uf. Hesch s errote, wärs isch? Jo, jo, sälb Blettli uss em obere Baselbiet, d «Volkstimm» ischs. Men isch ebe nit vergäbe en Oberbaselbieter und het emängs Johr um d Farnsburg umme gwohnt, me hangt halt am Ländli dört obe und syne Lüte und wet allewyl wüsse, was s Neuis git.

Wenn derno am Mittwuch oder Samschtig s Blettli chunnt, halt is mit den alte Johrgäng, i fang si hintertsi afe läse, studier zerscht d Inserat. s isch wohr, wemme d Lüt rächt will kenne lehre und s Läbe, wo si trybe, muess me dört luege, wos wimmlet Arbeitszimmer oder in irgend einem Raum vo Eheverkündige und Gantrückrüef, wo d'nicht sein, beschäftigt oder müssig, wenn

Schueh und läbigi Viecher aprise wärde. nigscht Baselbieter taut uf, und zue däm Albe hani glacht, wenn d Mueter zerscht d Hyrotsazeige gläse het, und weiß Gott, hüt mach is nit vill besser. Aber was witt, es gluschtet ein, wemme d Lüt kennt. Do het vor zwo Wuche en alte Bezirksschüelerfründ ghyrote. I ha doch e chly müesse lache, dänk für e Rung an seligi Zyte zrugg, wo mer no in der Sagi äne ummegsprunge sy und d Bähnlibuebe vertäubt hei. Do hesch d Maitli verachtet in dyner Indianerwürdi und si erscht wyt hinter alle Wilde lo gälte. Aber gäll, d Zyte ändere, oder was mentsch? -No im Sissecher Herbschtmärt wird s im Inserateteil allewyl wie churzwyliger. S gluschtet eim zchaufe in all dene Läde, wo jedi Wuche uff alle Artikle abschlöie, ass me schier sälber glaubt, me chömm d Sach vergäben über. Doch Spaß apart, wie mängi Angscht, wie vill Sorgen und Huse luegt mängisch hinter de schöne Wort vüre. -Jetz, in der Zyt, isch aber öppis Neuis in d Zytig cho. Wenn der Santichlaus do gsi isch und der Nünichlingler syni Sprüng gemacht het, fange si in de Dörfli usse afo theaterle. Hesch das scho erläbt? Nit? Derno hesch öppis versuumt, und wenn de jede Tag z Basel im Theater hocksch. S goht nüt übers Theaterspile vo euse Bursche und Manne und Maitli. Lueg numme d Ueberschrifte vo de Stück a, de hesch e ganze Roman binenander. Und no besser isch s, de gosch ammene Sundignomittag sälber in e Vorstellig, s isch gmüetlig und de bruuchsch nit emol allewyl der Stumpe ablösche. D Blitz und d Dunner sy mängisch echly übernatürlig, wenn s bengalisch Für zfrüeh brennt und der Hansjoggi hinter der Bühni s Dunnerbläch zfescht schüttlet. Aber was tuet s, d Lüt, d Lüt sy

alt Rektor, den Präsidenten unserer Kirch- Stürkommissiönler und d Gmeinröt, Auti, d Hauptsach und die läbe, läbe, der tröchbruuchts meini öppis. - I gang e Schritt wyter und chumm in Tägschtteil, lis vo Wahle und Vorträg, vo Brandunglück und Schüelerreise, vo Luscht- und Moritate und was süscht im Schwyzerländli Gscheits und Dumms passiert. Im Handcherum stohn i uff der erschte Syte bim Ussland. Das isch es Kapiteli für sich. Wies der jetzig Usslandschryber macht, weiß i nit, aber e früehnere hani kennt. Dä het si immene freie Stündli ganz ellei hinter de lang Tisch drückt, het Zytige vor sich ufbige, dütschi und wältschi, was im d Wuche dure unter d Händ groten isch. Derno isch er si mit im Rotstift go läse, het akrützlet, was ihm paßt het, het öbbe glacht und öbbe gschumpfe und sys Pfyfli graucht, derno het er d Zytige ewäggleit, het alti Fahrplän uss im Poschtstübli gholt, und jetz ischs losgange wie ne Wätterleich. Oeppe het er vo allem, was passiert isch, e chly gschribe, mängisch het er öppis bsunders uffs Chorn gno und gschribe, gschribe und numme derzwüsche wieder d Pfyfe gstopft und undereinisch isch so ne Artikel fertig gsi, het Händ und Füeß gha, und zwe Tag druf isch alles in der «Volksstimm» gstande. - Isch hütte s Ussland drinn, derno chunnt in der nechschte Nummere d Rundschau oder d Umschau. Dört brichtet eine, was im Kanton umme goht. Er verzellt der vo Stürzedle und rupfts Budget echly usenander, nimmt Chrut und Unchrut unter d Lupe, wo in euse Gmeindsgärte wachst und seit öbbe d Meinig wie ne brave, sänkrächte Schwyzerma. Me merkt, dä het s Ländli no lieb. - Möchtisch no meh wüsse vo der Zytig? Gang bstell si sälber und lis!

Eduard Wirz

Seit 65 Jahren dabei

Augenblick, wenn er auf seinem Steig nach dem Gipfel einen Grat erreicht, von dem aus er sich umsehen und die zurückgelegte Wegstrecke überschauen kann. Augenblicke ähnlicher Art erlebt der Mensch auf der Wanderfahrt seines Lebens, und so ist es eine schöne Empfindung, wenn er alten Zeiten nachsinnt und sich Rechenschaft gibt über Herkommen und früheste Erlebnisse, besonders wenn es in einem Zeitpunkt geschieht, da er wieder einen bedeutsamen Markstein

Der 75. Geburtstag der «Volksstimme von Baselland» ist für mich ein solcher Markstein. Da drängt es mich, meine Gedanken zurückwandern zu lassen in jene Zeit, als die Jubilarin noch ein kleines Volksstimmlein war. Das gehört allerdings schon sechs Dezennien und mehr der Vergangenheit an Aber Vergangenheit ist nicht vergangen, außer wo sie nie lebendig gewesen war. Und wenn ich diese vor meinem Altersblick zu entrollen versuche, so kann sie nur so weit auf Interesse beim geneigten Leser zählen, als die zu heimlichem Besitz gewordenen Erinnerungsbilder durch starke Fäden mit der Jubilarin verknüpft und verknotet sind.

Der Papierschnitzel-Aufleser

Meine erste Begegnung mit der «Volksstimme» geht auf 65 Jahre zurück. Es ist mir aber nicht möglich, sie aus eigener anschauender Erfahrung in die Erinnerung zurückzurufen. Erstens war ich damals kaum einjährig, und zweitens besitze ich nicht das wunderbare Gedächtnis eines Carl Spitteler, der bis in sein erstes Lebensjahr hinabschauen und Kinderträume mit vorgezauberten Märchenlandschaften als schönste Bildersammlung und liebstes Poesiebuch heraufholen konnte. Zum Glück tritt eine zuverlässige Augenzeugin für mich in die Schranken, meine vor 15 Jahren verstorbene Mutter. Sie hat mir einst die Episode von meiner ersten Begegnung mit der Zeitung meines Vaters erzählt. Hier ist sie: Ort der Handlung war die Offizin der alten Buchdruckerei «Volksstimme» im Erdgeschoß der heutigen Bäckerei Biehly-Meyers Erben. An der vordern Fensterfront standen Setzkästen, an der hintern zwei Maschinen, eine große Schnellpresse und ein Tiegel für Akzidenzen. An dem Tisch in der Mitte des Raumes, dicht neben dem wohlbeleibten Blechofen, arbeitete ein Mann in langer, grauer Schriftsetzerbluse, der Vater. Er besorgte die Spedition, das Päckleinmachen, wie wir sagten. Die schön gefalzten, noch druckfeuchten Zeitungen wurden abgezählt und ortschaftenweise mit Streifband versehen. Bei der Magerkeit der damaligen Päcklein mußte oft ein Stück vom allzu langen Streifband weggeschränzt werden, das dann wie müdes Herbstlaub zu Boden flatterte. Es war nun, wie mir die Mutter erzählte, meine Lieblingsbeschäftigung, die herabgefallenen Papierschnitzel schön aufzulesen, wobei ich fröhlich auf den Knien unter dem Tisch umherrutschte, bis die letzte Post abgezählt in der Plunderzaine lag. Nebenbei bemerkt: Heute noch, als Sechsundsechzigjähriger, kann ich in meinem

Jeder Bergfahrer kennt den beglückenden | auch nur das kleinste Papierfetzlein auf dem Fußboden liegt. Die Beantwortung der Frage, ob diese Marotte oder wunderliche Neigung angeboren, geerbt oder anerzogen sei, überlassen wir dem Psychologen und nehmen den Faden der Begegnungen mit der «Volksstimme» wieder auf.

Der Ausleger

Der Herr Pfarrer legt die Heilige Schrift aus, der Jurist das Gesetz, der Schiffer die Ruder, und ich mußte mich beim Auslegen der Zeitungen nützlich machen. Der Dichter Goethe schreibt in den Zahmen Xenien: «Im Auslegen seid frisch und munter! Legt ihrs nicht aus, so legt was unter!»

Ich weiß nicht mehr, war ich noch Häfelischüler oder schon Abc-Schütze, als man mich an den Auslegetisch der großen Schnellpresse setzte. Hier galt es nun, die vom Auslegerechen unordentlich hingeworfenen Zeitungsblätter hübsch genau, bündig lautet der Fachausdruck, aufeinanderzulegen. Dabei mußte ich Makulaturen oder Fehldrucke mit raschem Griff wegziehen und allfällig



J. Sch.

auftauchende Spieße, die durch zu hochstehende Ausschlußstücke verursacht werden, dem Einleger melden. Diese Tätigkeit im gleichförmigen Takt der Maschine hatte etwas einschläfernd Monotones, dem ich oft kaum widerstehen konnte, wenn auch der periodische Luftzug vom Auslegerechen her mein totales Versinken in Morpheus Armen verunmöglichte. So stundenlang dazusitzen, war für den kleinen Bub etwas wie ein Martyrium, besonders wenn draußen auf der Straße seine Kameraden sich lärmend herumtollten. Zum Fenster hinausschauen konnte ich nicht, weil es Milchglasscheiben

Eine kleine Begebenheit aus dieser Zeit sei hier angefügt: Es war im Winter, und wir Buben vergnügten uns mit Schneeballwerfen. Einer der Bälle flog an und durch ein Druckereifenster, hinter dem das vorsintflutliche Schreibpult meines Vaters stand. Niemand wollte wissen, wer den Meisterschuß getan. Als der Vater heraustrat, nahm alles Fersengeld, ich aber blieb mit stockendem Herzschlag zurück, allein auf weiter Flur. In der Angst überlieferte ich mich als Sündenbock widerstandslos der väterlichen Gewalt, die mich am Schopf zum Auslege-Fortsetzung auf übernächster Seit-



Tr. M.

Volksstimme

Dein Jubiläum feierst du. Dabei geht es etwas stiller zu, als wenn eine hochverehrte Stadt ein wenig zu früh das ihre hat. Es mangelt wohl am Glockengeläute, an Fahnen und Massen festlicher Leute, an glückverheißenden Liedern und Reden, an Marschmusik, am Klöpfer für jeden doch, ob das alles auch fehlen mag, du hast trotzdem deinen Ehrentag! Als Kind des Volkes kamst du zur Welt, und in die Heimat hineingestellt erlebtest du dann Schritt auf Schritt das Leben deines Volkes mit: wie es sich müht ums tägliche Brot, zu helfen sucht in Zeiten der Not; wie es den rechten Fortschritt ehrt, sich tapfer für seine Freiheit wehrt und wie es in seiner vererbten Art am Nutzen hängt und den Batzen spart, daneben aber doch dann und wann von Herzen singen und lachen kann. Das alles hast du miterlebt und nie darüber hinausgestrebt. So bist du seit Jahren her und hin die Stimme des Volks im wahren Sinn. Du hast dich immer nach ihr gerichtet, auf Stelzengänger gern verzichtet, Hochnäsiges stumm als «dumm» erachtet, Extremes wie Narrenkraut betrachtet, dafür den Mutterwitz geschätzt, der jedem Großhans Grenzen setzt. Auch hast du dich oft unentwegt für Eigenes ins Geschirr gelegt, einfachem und gesundem Leben sein Wort und seinen Wert gegeben, hast Ueberspitztes abgestumpft, dem Maulhelden zünftig aufgetrumpft, das Echte sichtlich vorgezogen und Fremdes vorerst abgewogen, Modernes etwas herzbeklommen nur zögernd und kritisch angenommen, weil manches außer «bodenständig» dir fraglich scheint und allzu wendig. Auch hierin bist du des Volkes Kind und zeigst uns, wie wir selber sind. Kein Wunder, bist du landein, landaus in Dörfern, auf Höfen, von Haus zu Haus die schon zu Ättis Tagen bekannte Weitausverwandte oder Tante, die zweimal pro Woche Besuche macht und auskramt, was sie so mitgebracht. Man sieht dich gern; denn was du weißt ob's «Ausland» oder «Umschau» heißt, geht unter uns wohl jedermann im Ernst wie Scherz doch etwas an. Auch läßt ein «Eingesandt» sicherlich den einen und andern nicht im Stich, und während die knorrigen «Korrespondenzen» naturnah glänzen und manches ergänzen, so mischen sich oft Betrachtungen ein, Berichte, Gedichte für groß wie klein; Erzähltes bringt ferner alt und jung in Seelenspannung und innern Schwung, und Inserate, nette wie fette, locken die Käufer an um die Wette; auch werden, seit du den Druck erneut, oft bildende Bilder eingestreut; zuletzt bricht sich noch ein langer Roman durch Wochen und Leserherzen Bahn. Heimat und Volk sind deine Welt. Die Kraft, die beide zusammenhält, ist aber auch in dir beständig trotz aller Gegenkräfte lebendig. Mit ihr kannst du herzhaft weitergehn, die Prüfung dieser Zeit bestehn und immerzu bleiben, was du bist: ein Blatt, das Volk und Heimat ist. Dein Jubiläum feierst du. Wir aus dem Volke rufen dir zu: Du hast der Heimat und uns gedient und deinen Ehrentag wohl verdient. Du hast in unserm wahren Wesen fast wie in offenem Buch gelesen. Du hast mit uns gelacht, gelitten, mit uns und für uns auch gestritten. Du lebst bei uns wie unsereiner und anders haben möchte dich keiner! So wandere fort den gewohnten Gang noch Jahre, noch Jahrzehnte lang! Und Segen gebe dir das Geleit und überall stehe das Glück bereit! Das wünschen wir herzinniglich.

Leb wohl - und Gott behüte dich! Traugott Meyer

Es wechste Berg und Täli

habe letzthin Oberbaselbieter kennen gelernt, die waren noch nie auf dem Bölchen, aber in Mailand und in Venedig waren sie. So will ich ihnen kurz vom Bölchen erzählen. Ich bin nach Läufelfingen gefahren. Und nun geht es in steilem Anlauf dem Walde zu. Jetzt schluckt er Weg und Wanderer und läßt sie erst nach einem ordentlichen Schnauf wieder frei, daß sie den interessantesten Jurafilm abwandeln können, die Bestätigung des Heimatliedes «Es wechsle Berg und Täli so liebli mitenand, und über alles use luegt mängi Felsewand.» Der Schmutzberghof liegt vor mir. Er thront gar königlich über all den Tälern und Bergrücken. Der Weide entlang geht es hinüber zur Wasserscheide, zur Kallhöhe. Dort hatte man vor manchen Jahrzehnten das General Wille-Haus erbaut. Es stand da als ein Mahner an die Grenzbesetzungsjahre des ersten Weltkrieges, da der Bölchen zur Fortifikation Hauenstein gehörte, also zum verbotenen «Kriegsgebiet». Damals entstand die famose Südstraße, die mit ihren Wappen an der Felswand, mit dem Berner Bär und dem Zürcher Leu ein Stück Schweizergeschichte illustriert.

Nun steh ich auf dem Giebeldreieck der Bölchenfluh. Zu Füßen der Felswand steigt nach Norden der Wald zu Weiden und Bergbauernsitzen hinunter. Helle Wege u. Sträßchen laufen in den Talkessel von Eptingen, aus dem durch die Stille der Mittagsstunde das Läuten heraufdringt. Weiter schweift das Auge, vorbei an dem schroffen Fall der nächsten Felsstürze, über das wogende Wellenspiel des Baselbieter Tafeljuras zum Schwarzwald hinüber. Ich bleibe in der Heimat, ich suche Berge und Flühe und dahinter manches liebe Dörfchen, in denen Bauern werken und einst flinke, weiche Posamenterhände den Webstuhl trieben. Aus! Vorbei! — Ich will nicht undankbar sein. Auch im Süden formt sich ein Bild. In jähen Sätzen fällt das Gebirge gegen das Gäu. Dahinter, unter der Nebeldecke, wird die Hügelwelt des Mittellandes liegen, und ein ganz klein wenig stecken Alpenspitzen aus Nebel und Wolken, blendend weiße Spitzen. Einst stand man mit ihnen auf Du und Du zu jener Zeit, da man mit flinken Bubenbeinen und übermütigen Jauchzern auf den Lippen wohl ein dutzendmal im Jahr auf den Berg stürmte, das Fest des Sonnenaufgangs zu erleben.

Der Weg springt durch den Bergwald zum Sattel hinunter. Und jetzt habe ich die Wahl. Ich kann nach Eptingen hinunter, ich kann neben dem freundlichen Kilchzimmer vorbei zum ehemaligen Klösterchen Schöntal und damit in die Nähe des Obern Hauensteins kommen, nach Langenbruck oder Waldenburg. Das ist nur eine Auswahl. So zuvorkommend ist mein Berg.

Und das Tal? Ich wollte nach Rünenberg, aber als ich in Tecknau den Zug verließ, folgte ich dem grauweißen Sträßchen weiter in das Eital, aus alter Gewohnheit, und vergaß den steilen Weg zur Rechten auf die Hochebene hinaufzusteigen. Der Herbst war schon im Tal gewesen, zu flüchtigem Besuch zwar nur, gleichsam um sein baldiges Kommen in Aussicht zu stellen. Noch leuchtete das Grün des Sommers, und die Flühe gleißten und glänzten im heißesten Licht. Aber wenn man genauer zusah, entdeckte man da und dort Spuren des langsam sich ankündenden Wechsels. Ein Busch, ein Baum hatten ihr tiefes Grün verloren. Wie ein Goldschimmer liegt es über dem Blattwerk. und während die Leute auf der einen Wiese noch das letzte Emdgras zusammenrechen, sind nebenan in das Gelbgrün des Untergrundes schon die blaßvioletten Kelche der Zeitlose gesteckt. So kann es noch einige Zeit dauern, man achtet das Hinübergleiten kaum, bis eines Tages nach einem kühlen Herbstregen der Sommer endgültig das Feld geräumt hat und nun das Goldrot von allen Bäumen tropft. Dann muß man auf das Maienflühli hinaufsteigen, um dieses schöne Farbenspiel recht zu genießen. Vom gelben Feuermantel umsäumt, streckt sich der grüne Talboden hin. Der Bach läuft dadurch und das Band des Sträßchens, und da und dort liegen doch braunschwarze Tupfen, die Heuhäuschen. Drin haben mancher Vagant und mancher müde Landstreicher übernachtet, und wir Kinder bekamen ein wenig das Gruseln, wenn wir beim Einnachten durch das Tal beinelten. «An einem Wiesenhäuschen, nahe einem Bach, hielt Aphrodite unter Schirm und Dach . . .» Man lese im vierten Teil des «Olympischen Frühlings», Zeit, da alles der Entscheidung zudrängte. hinaufgestiegen. Eine gedeckte Treppe setzt

bruch in einem Heuhäuschen Zuflucht sucht, und man findet die schönste Schilderung dieser Eitaler Hüttchen.

Ganz zu oberst quert das Sträßchen vom rechten zum linken Waldrand hinüber und schneidet so den letzten Teil des Bodens ab. Im Hintergrund schließt ein Felsriegel das Tal. Wir sind beim «Gießen». Schon Bruckner hat diesem Wasserfall 1757 ein besonderes Kapitelchen in seinen «Merkwürdigkeiten» gewidmet und eine «Abschilderung» beigelegt. Marcus Lutz und Pfarrer Linder folgten mit ihrem Lob. In der guten alten Zeit war der «Gießen» der Treffpunkt für die Jugend der umliegenden Dörfer. Einen schönern, einladenderen Ort konnten sie nicht leicht finden. «Da kamen zu Anfang des Frühlings die Töchtern und die Söhne des Landes an den Sonntagen dahin; die Töchtern ergötzten sich durch Reigen und Tänze, die Söhne aber im Ringen und Wettlaufen. Einige kleine Unglücksfälle, welche hierbei vorgefallen, haben die Gewohnheit abgestellt.» Pfarrer Linder vom nahen Kilchberg spricht allerdings die Vermutung aus. daß nicht Unglücksfälle, sondern die abergläubische Furcht die Leute von dem lieblichen Platz ferngehalten habe. Er berichtet von Männern, die dort den Tod gesucht haben. So sind aus dieser oder jener Ursache die Zusammenkünfte unterblieben. Nur die Sagen lebten weiter, wie diejenige von den drei schönen Schwestern auf der Oedenburg - dem Schloß auf dem äußersten Felssporn des Tales -, die im Gießen zu baden pflegten, bis eines Tages der wilde, ungestüme Scheidecker herzusprengte und die jüngste und schönste aus dem Bade auf sein Pferd riß und mit der Beute auf sein Raubschloß jagte. Darauf stürmten Vater und Schwestern mit ihrem Gefolge des Scheideckers

Der Berg ist der Bölchen. O ja, ich wie Aphrodite vor Gewitter und Wolken- Wir wollen nicht alle die Gründe aufdecken und untersuchen, warum das kleine Dörfchen damals diese besondere Rolle spielte, sondern nur feststellen, daß in Diepflingen die Anhänger der Stadt und der Landschaft annähernd gleich stark vertreten waren. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß in jener unruhigen Zeit zwischen den beiden Parteien Streit ausbrechen mußte; und wenn dann noch das «Ausland» eingriff, also Stadt- oder Landteil, so mußte sich dieser noch verschärfen. Leicht möglich auch, daß gewöhnliche Dorffeindschaften ihre kleine Rolle mitgespielt haben. Es war also zu der Zeit, von der es hieß:

> «Hei d Büchse gspannt und d Säbel gwetzt, und Freiheitsbäum vor d Chilche gsetzt.»

Nun hatten zwar die Diepflinger keine Kirche, aber einen Freiheitsbaum hatten sie aufgestellt. Der war den Gelterkindern ein Dorn im Auge. Sie zogen hinüber und fällten den Baum. Die Diepflinger Patrioten errichteten einen neuen, und als er wiederum umgehauen wurde, erhielten sie Hilfe von Liestal her. Die saßen den Aristokraten in die Häuser, schmausten und zechten und richteten einigen Schaden an. Dann wurde ein neuer Freiheitsbaum aufgepflanzt, ein neuer Gemeinderat gewählt, und dieser erließ die Unabhängigkeitserklärung der kleinen Gemeinde. Das war am 20. Mai. Zwei Tage darauf wurde er in der Gemeindeversammlung bestätigt. Die Republik Diepflingen hatte ihren Anfang genommen.

Der neue, der «dirigirende Gemeinderath» hatte Arbeit genug. Schreiben gingen nach allen Richtungen, an den eidgenössischen Vorort, an den Landrat und den Regierungsrat von Basel-Landschaft, an die Regierung v. Basel, an den Gemeinderat von Gelterkinden, an aarg. Gesinnungsgenossen.



Emil Berger

Sissach vom Bischofsteinweg aus

traf am 26. Mai ein Schreiben ein. Sein In-

nau genommen nicht mehr zu unserm Tal, und so brechen wir sie hier ab.

Eine siebentägige Republik

Natürlich waren die Römer in meinem Ländchen, wie sich das gehört. Und vor ihnen waren andere da. Man weiß das genau, denn man hat dem Boden an manchen Orten seine Geheimnisse entrissen. Und auch nach den Römern ging die Geschichte weiter und rauschte durch die Jahrhunderte, bald leiser, bald lauter, mit manchen Kriegszügen und Wirren, mit Schlössern und Burgen auf hohen Felsen, mit Grafen und Rittern und Landvögten darin, mit den Menschen in den Dörfern, die ihre schwere Arbeit taten und darob doch das Singen und Fröhlichsein nicht vergessen haben. Doch das alles gab es auch anderswo. Aber nur bei uns gab es einst eine siebentägige Republik, nicht in einem der beiden großen Dörfer im Haupttal, die gerne etwas auf ihre kleinen Gefährtinnen herunterblicken, sondern in einer der kleinsten Gemeinden, in Diepflingen.

Wann diese Republik ihre kurzen Tage lebte? Wann anders als in den Dreißigerwirren und zwar im Mai 1833, also in der

halt: Diepflingen solle seine Pflichten als eine zum Kanton Basel-Stadtteil gehörige Gemeinde erfüllen. Die Liestaler Hilfe war wieder in die Residenz zurückgekehrt. Der Gemeinderat dankte ab, und Basler Kommissäre nahmen das Dorf wieder zu Handen der Stadt. Am 29. Mai unterzeichneten 26 Bürger einen Widerruf, in dem zu lesen stand: «So glaubt es die unterzeichnete Gemeinde ihrer Ehre schuldig zu sein, zu erklären, daß sie an diesem tadelnswerten Schritt unschuldig ist, indem Obiges nur das Machwerk einiger Bürger ist, und alles dieses ohne Vorwissen der Gemeinde und selbst ohne vollständige Kenntniss des Inhalts von Seiten der in jener Schrift Unterzeichneten vor sich gegangen ist. Die Gemeinde Diepflingen, welche nur Ruhe und Ordnung will, hofft, daß man es der Sorge für ihren guten Namen zu gute halten wird, eine solche Erklärung zu erlassen.» Die Republik Diepflingen hatte aufgehört zu existieren.

Das Kirchlein

Ich bin den steilen Weg zu dem kleinen Kirchlein mit dem zierlichen Dachreiterchen

Liebi «Volksstimm».

i schänk Der do in Dy Jubileumsnummere nit mys schönscht, aber mys liebscht Gedicht. Und Dir ghört's an Dym Feschttag. Du bisch zue alle Zyte in Poesie und Prosa für ess sälbständigs Baselbiet im Kampf gstande. Mög's eso blybe!

E fründlige Grueß vom Schreiber Migger.



s Baselbiet

Baselbiet, du härzigs Ländli. du, my Freud, my Sunneschyn! In dym schmucke Früehligsgwändli gsehsch so brüütlig uus, so fyn. Dir gilt hütt my Gsang, mys Lied, dir, mym liebe Baselbiet.

Wo der Rhy an d Gränze ruuschet. wo der Bölche trotzt in d Luft, wo me Härdeglüüt erluuschet. wo der Waldbach springt in d Kluft, chlingt's im Jodel, tönt's im Lied: O wie schön isch s Baselbiet.

Und mys Dörfli isch jo drinne und mys Hüüsli, myni Lüüt. Bruuch mi do noh länger z bsinne? Gjodlet wird und gsunge hütt. Heimet, dir gilt Gsang und Lied! Heimet, dir mym Baselbiet!

Baselbiet, my Heimetärde, bisch mer lieb, i ha di gärn. Do will i begrabe wärde, wenn verlöscht my Augestärn. Aber jetz gilt Gsang und Lied noh mym liebe Baselbiet.

Emil Schreiber

den Weg fort und entläßt den Besucher auf den alten Gottesacker. Man nennt das Rasengeviert, in dessen Grün das Kirchlein steht, noch heute so. Aber auch die allerältesten Leute erinnern sich nicht mehr daran, wann hier der letzte Tote bestattet worden ist. Kein Mensch weiß, seit wann der Sigrist das Gras dieser Gotteswiese mäht und in seine Scheune führt. Er mähte es öfter, als er es auf einer gewöhnlichen Wiese tut, denn es sollte einem Rasen gleichsehen. Aber von den Matten ringsum weht der Wind immer wieder die Samen herein, und sie keimen und treiben Wurzeln in der alten Gotteserde. und es grünt und blüht, bis die Sense wieder in verbotene Herrlichkeit fährt.

Ob der Kirchentüre ist eine Tafel in die Mauer eingelassen. Sie meldet, daß das Gotteshaus vor dreihundert Jahren um ein gutes Stück erweitert worden ist. Ich trete in den hellen Raum, der sich durch keine besonderen Kunstwerke von den Kirchen der Nachbardörfer auszeichnet. Ein paar Grabtafeln hängen an den weißgetünchten Wänden. Sie tragen die Namen längst verstorbener Geistlicher. Eine Wappenscheibe ist in ein Fenster eingefügt. Sie ist verstümmelt, und man kann nur mit Mühe eine Helmzier erkennen und abgebrochene Worte lesen. Fenster und Türen tragen alten Rankenschmuck.

Nun bin ich durch das aus bröckligen Tuffsteinen geführte Tor des alten Gottesackers gegangen. Ihm zur Seite, zwei oder drei Meter erhöht, liegt der neue Friedhof. Die Eisentüre steht offen. Ich gehe zwischen den Grabhügeln durch und lese an Kreuzen und Steinen die Namen der Geschlechter, der Brodbeck, der Mühry, der Schaffner, der Speiser, und ich finde den einen und andern Bekannten aus meinen Bubenjahren, der hier nun schon in dem guten, dunklen Boden der Heimat ruht.

Ich habe den Sigrist nicht geachtet, der in die Kirche getreten ist. Aber da fängt mit eins die kleine Glocke an zu läuten, die helle Glocke, die zum Mittag ruft, damit die Leute auf den Feldern und Aeckern ihre Arbeit ruhen lassen und für eine kurze Zeit heimkehren. Ich eile, ich will sehen, ob ich dem Sigrist noch helfen kann, ob ich es in den langen Jahren nicht verlernt habe, das Glokkenseil zu ziehen. Sagt mir nicht, das sei ja leicht. Auch das ist eine kleine Kunst, und man muß sie mit Liebe tun.

Eduard Wirz

gaus sprechen.

Abgekürzt lautet der obige Ausspruch: »Ohne Wald kein Volk». Den Beweis hiefür lieferte unsere diesjährige Ferienreise, die uns durch das Land «wo Milch und Honig fließt», ans Mittelmeer führte. Erschreckend große Gebiete dieses klimatisch einzigartigen Landes sind entwaldet und der Versteppung preisgegeben. «Und die Versteppung schreitet heute noch ungehindert weiter . . .», erklärte mir kürzlich ein Berufskollege, der in Frankreich arbeitet. Oed und leer sind diese Gebiete, die, bewaldet, ein Paradies sein könnten. Zurückgekehrt fanden wir das wohltuende, satte Grün unserer Jurawälder doppelt schön.

Und wahrlich, wir wollen unseren Vorfahren dankbar sein für die Erhaltung des schützenden Waldmantels. 36% der Gesamtfläche sind im Bezirk Sissach bewaldet; 3615 ha gehören den Bürgergemeinden und 1450 ha Privaten. Vor der Trennung von Stadt und Land war der heutige Gemeindewald Hoheits- oder modern ausgedrückt Staatswald. Den Ortseinsassen wurde das Brennund Bauholz angewiesen. Sie holten es selber, und zwar zumeist etwas mehr, und sie führten ihre Geißen und Säue in den Wald, damit auch sie holen sollen, was sie können. Daß es so nicht weiter gehen konnte, erkannte der Rat von Basel und erließ am 21. August 1667 die erste Waldordnung, die 1697 erneuert u. verbessert wurde, «welcher Gestalt dero Obrigkeitliche Hochwäld und andere Waldungen auff Ihr Gn. Landschafft künfftigs vor Schädlicher Schweinung und Abgang geschirmet; hergegen zu nützlicher Aeuffnung gebracht und dabei erhalten werden sollen.» Unter anderem schreibt die Verordnung vor: «Und solle ein jeder mit deme, was ihme zu fällen gezeiget wird, sich sättigen.» «Damit die Hochwäld und Häu nach und nach wiederumben in Aufgang gebracht werden, sollen hinfort die Geißen, als dem jungen aufwachs höchst schädlich, abgeschafft werden.» «Ueberdies sollen alle und jede Gemeinden jährlichen eine gewisse Anzahl schöne gerade junge Eichen, sodann jeder junge Mann, so erstmals in die Ehe trittet, wie auch der, so den Einsitz in dem einen oder andern Orth erlanget, absonderlich ein junge Eichen bei Straff zehen Pfunden setzen und gebührender maßen schirmen.» Die «Unterbeambten und Holzbahnwarthen» werden zu strenger Kontrolle angehalten.

Der Holzbedarf wurde immer größer und die Waldfläche durch das Ausreuten immer kleiner. Im Wald können wir heute noch an den sogenannten «Steimeten» die Gebiete erkennen, die damals gerodet waren. Nach dem Ende der Helvetik 1803 mußten 22 verschiedene Dekrete, Verordnungen und Verbote erlassen werden und die ewige Reglementiererei ging den Landschäftlern schließlich so auf die Nerven, daß die Waldungen vor der Trennung das eigentliche

Streitobjekt bildeten.

Am 7. Dezember 1830 hat sich Präsident Aenishänsli von Gelterkinden im Großen Rat folgendermaßen geäußert: «Man fragt, was klagen denn die Landleute? Am allgemeinsten wird geklagt über «Waldungssachen Ein Schiedsgericht hat durch Urteil vom 11. Dezember 1834 entschieden, daß die Nutzungsrechte der Gemeinden sieben Achtel des Wertes der Waldungen betragen und das Gesetz vom 18. August 1836 betreffend die Uebertragung der Eigentumsrechte des Staates bezüglich auf die Hoheitswaldungen an die Gemeinden bestimmte in § 2: «Der dem Staate zugesprochene 1/8 obiger Grundstücke kann von den betreffenden Gemeinden losgekauft werden.» Ohne Geld in der Kasse war manche Gemeinde gezwungen, Teile ihres Erbes zu veräußern, um den Staatsachtel berappen zu können. So hat beispielsweise die Gemeinde Rothenfluh das gesamte am Wischberg gelegene Gebiet liquidiert.

Die erste Wendung zum Guten brachte Regierungsrat Rebmann. Völlig durchdrungen von der Wichtigkeit der Erhaltung und Pflege der Waldungen hat er Pionierarbeit geleistet. Auf seine Veranlassung wurden ab 1860 Forstkurse veranstaltet und Förster in die aargauische Waldbauschule beordert und auf seine Veranlassung fanden die ersten Inspektionen unserer Waldungen durch einen Fachmann, Kreisförster Balsiger, statt.

Die Schirmschlagverjüngungen, wie wir sie heute im Gelterkinder Bettenberg, im Schaffnersboden ob der Waldruh, im Staufen, Buus, treffen, sind Kinder der ersten Umwandlungsmaßnahmen, entstanden aus den Dunkel-, Besamungs-, Licht- und Abtriebsschlägen, die sich in rascher Folge ablösten. Die Bestände sind wüchsig und vielversprechend, behaftet mit zwei Schönheitsfehlern: sie sind fast rein und gleichaltrig. Man ist deshalb von dieser Umwandlungsmethode abgekommen.

Das staatliche Recht der Oberaufsicht war bereits in der ersten Verfassung vom 27. April 1832 verankert. Das Gesetz über die Verwaltung der Gemeinde- und Privatwälder. Weitweiden und Allmenden vom 9. Jan. 1833 ließ den Gemeinden großen Spielraum, verbot aber das Weiden und Grasen in allen Waldungen. Erst auf Grund des erweiterten Forstartikels, der am 11. Juli 1897 auch vom Baselbieter Volk angenommen worden ist, ist das Forstwesen heute durch ein Bundesgesetz (11. Okt. 1902) und eine kantonale Verordnung (3. Dez. 1903) geregelt. Der Direktion des Innern wurde um die Jahrhundertwende ein kantonales Forstamt unterstellt. Dem ersten Kantonsoberförster Jakob Müller war es beschieden, vorerst einen harten Kampf gegen eingefleischte Untugenden zu führen und den neuen gesetzlichen Bestimmungen Nachachtung zu verschaffen: die Abschaffung des Kahlschlages, die Aeufnung des Vorrates durch die Festsetzung eines geregelten Hiebsatzes, der unter dem laufenden Zuwachs steht, die Umwandlung der degenerierten Niederwälder durch Naturbesamung nach den Regeln des allmählichen Abtriebes mit Nachbesserungen durch Kultur. All' das forderte von den Gemeinden Verzichte, Umstellungen und Mehraufwendungen. Harzig ging es vorerst vorwärts, hierüber könnten auch die spätern Oberförster Bachmann und Stoeckle ein Lied singen. Heute wissen die Gemeinden, daß sie schlußendlich Nutznießer der Früchte ihrer Mehrarbeit sind.

Obwohl die Arbeiten des Kantonsforstamtes zur geregelten Bewirtschaftung des Waldes eigentlich erst Anfänge bedeuten, lassen sich doch die bisherigen Erfolge mit ein paar Zahlen nachweisen:

Bezirk Sissach (29 Gemeinden)

Jahr	Gemeindewald Areal	Holzvoi m³	rrat	jährlicher Hiebsatz		
Jani	ha	Total	per ha	Total	per ha	
1932	3603	768 556	213	10 340	2.9	
1953	3615	966 846	267	11 368	3.1	
Zunahn	ne 12	198 290	54	1 028	0.2	

In den letzten 12-17jährigen Einrichtungsperioden betrugen die Nutzungen gesamthaft 267 883 m³, inbegriffen die 80 000 m³ Uebernutzungen, verursacht durch die Kontingentierungen während der Kriegszeit und durch die Käfer- und Dürreschäden. Trotz diesen Uebernutzungen hat der Holzvorrat innert den 21 Jahren um rund 200 000 m³ zugenommen und der Hiebsatz konnte um 1028 m³ erhöht werden, was einer Werterhöhung von mindestens einer Million entspricht. Volkswirtschaftlich gesehen ist nicht nur der Reinertrag aus dem Wald für den Wohlstand maßgebend; alle Auslagen für Holzhauerei und Forstverbesserungsanlagen bringen Arbeit und Verdienst und der Wert der Wälder wächst nicht bloß durch Vorratsäufnungen, sondern auch durch die stete, fortlaufende Begünstigung der Qualität.

Und damit, meine lieben Mitbürger, sind wir heute nicht weiter, als ein Bauherr, der die gröbsten Hindernisse vom Bauplatz weggeräumt hat. Vom herrlichen Gebäude, das wir aufrichten wollen, nämlich einen vorratsreichen Wald, zusammengesetzt aus gesunden, schönen Samenbäumen angestammter Rasse und bester Qualität, besitzen wir erst den Plan. Der Aufbau braucht viel Zeit und hohe Arbeitsleistungen. Die heutige Organidas gewünschte Vorwärtskommen. Von den 27 Förstern des Bezirks sind nur vier vollamtlich angestellt; 22 betreuen die Gemeindewaldungen im Nebenamt und betreiben daneben meist Landwirtschaft. Die Anzahl der Pflichttage ist so beschränkt, daß das große Arbeitspensum, das die Waldpflege erfordert, bei weitem nicht bewältigt werden kann, entfällt doch im Durchschnitt auf eine Fläche von 100 ha nicht ganz eine halbe Arbeitskraft. Bisher bot der Wald dem Bauern willkommene Arbeits- und Verdienstgelegenheit in seinen ruhigen Zeiten, vor allem im Winter. Heute wird auch die Landwirtschaft mechanisiert und die Anzahl an Arbeitskräften auf ein Minimum herabgesetzt. Die intensivere Bewirtschaftung der Wälder aber braucht immer mehr und nicht bloß Saisonarbeiter, sondern qualifizierte Fachleute mit Lehrabschlußprüfung und mit entsprechender Entlöhnung und den Sozialleistungen.

Wetterhärte, körperliche Tauglichkeit zur Schwerstarbeit und die Befähigung zu selbständigem Urteilen und Entscheiden sind Voraussetzungen für den Beruf eines Forstwirts, dem die Aufstiegmöglichkeit zum Gemeinde- oder Revierförster eingeräumt werden soll. Eine gute Forstorganisation bildet das Fundament unseres Gebäudes; sie zu schaffen bildet das vornehmste Ziel unserer nächsten Zukunft. Sind wir einmal soweit, dann gehen wir mit doppeltem Schwung und Enthusiasmus an die Erstellung vom Rohbau, einem Wald, der dem Land und dem Volk Schutz und Erbauung, der Volksstimme aber Rohstoff für Papier auf ewige Zeiten liefern wird.

Paul Rieder

Zahlen, nichts als Zahlen?

Wir führen im folgen	nden die	Volkszählung	gsergebnisse	aus dem	Bezirk Sissa	ach an:
Einwohnerzahl	1850	1900	1950	1956	Zu- bezw. Abn	ahme seit 1850
Anwil	334	364	300	297		37
Böckten	316	393	420	481	165	
Buckten	438	375	408	409		29
Buus	613	611	676	689	76	
Diepflingen	218	230	222	228	10	
Gelterkinden	1 406	2 031	3 113	3 529	2 123	
Häfelfingen	309	273	225	225	•	84
Hemmiken	363	335	249	237		126
Itingen	500	559	644	696	196	
Känerkinden	190	199	211	212	22	
Kilchberg	100	116	107	103	3	
Läufelfingen	704	889	1 093	1 107	403	
Maisprach	543	578	454	456		87
Nußhof	197	162	153	141		56
Oltingen	563	469	437	420		143
Ormalingen	783	917	824	833	50	
Rickenbach	289	294	286	296	7	
Rothenfluh	844	647	574	561		283
Rümlingen	237	210	219	220		17
Rünenberg	516	589	492	498		18
Sissach	1 374	2 798	3 493	4 002	2 628	
Tecknau	138	139	425	458	320	
Tenniken	432	425	445	454	22	
Thürnen	264	347	331	332	68	
Wenslingen	615	603	496	499		116
Wintersingen	575	567	492	505		70
Wittinsburg	245	241	217	221		24
Zeglingen	592	520	502	486		106
Zunzgen	633	685	954	1 010	377	
	14 331	16 563	18 462	19 625		
Bezirk Arlesheim	12 003	26 439	53 547	69 408		
Bezirk Liestal	11 792	16 115	25 407	28 687		
Bezirk Waldenburg	9 759	9 380	10 133	10 500		
Kanton Baselland	47 885	68 497	107 549	128 220		

Was zeigen diese Zahlen? Zunächst einmal, daß der Bezirk Sissach vor 100 Jahren noch der volksreichste der vier Bezirke war. Erst 1870 wurde er von Arlesheim und 1910 von Liestal überflügelt. Seit 1850 hat der Bezirk Sissach um 5284 Einwohner oder um 37 Prozent zugenommen, der Bezirk Arlesheim dagegen um 478 Prozent. Das ist, kurz und verallgemeinernd gesagt, «der Zug in die Stadt» oder in die stadtnahen Gemeinden, der Zug, von dem schon Markus Lutz im Jahre 1834 schrieb: «Seit den neuesten Ereignissen sind bereits so geheißene Fabrikhäuser in Basel errichtet worden, die den Betrieb der Bandweberei mehr zusammengezogen haben, und es dürfte geschehen, daß bei den jetzigen Verhältnissen die Fabrikation sich mehr und mehr in Basel zusammendrängen werde. Allein welche Arbeiter werden sich zu einer solchen Kolonisation verstehen? Gewiß wird manche Gemeinde wenigstens die Auswanderung derjenigen Bandweber nicht ungern sehen, die nicht so viel eigenen Boden besitzen, um ihren Hausbedarf selbst bauen zu können.» Und 1911 schrieb K. Gutzwiller über die «Wanderbewegung im Kt. Baselland»: «Die Richtung der Wanderbewegung geht im allgemeinen von den Stätten extensiver nach jenen intensiver Kultur, von der niedern Lebenshaltung zu der höhern. Sie gräbt Kanäle, und die Strömung in denselben dauert fort, selbst wenn die ursprüngliche Veranlassung verschwunden ist. Nach einer Jahrhunderte langen Periode wirtschaftlicher und sozialer Verknöcherung, in welcher Umzugs- und Niederlassungsbeschränkungen die Bevölkerung an den von den Vorfahren eingenommenen Sitzen festhielt, hat die Wanderbewegung der Gegenwart für viele etwas Benur einen Bevölkerungsüberschuß aufsaugen, führten, Auskunft geben können.

der dort, wo er entstand, nicht den genügenden Verdienst finden konnte.»

Der Leser sieht aus der Zusammenstellung, daß die Einwohnerzahl einer Reihe von Gemeinden, namentlich in den letzten sechs Jahren, stark zugenommen hat. So verzeichnet der Bezirkshauptort eine Zunahme von 15 Prozent, seit 1850 um 191 Prozent, Gelterkinden seit 1850 um 150 Prozent, Tecknau dagegen gar um 232 Prozent. Andere Gemeinden haben in den letzten 100 Jahren abgenommen, Rothenfluh z. B. um 33, Hemmiken um 35 Prozent. — Tecknau verdankt seine hervorragende Stellung in der Zunahme-Liste dem Tunnelbau und der Uhren-Industrie, Sissach und Gelterkinden vor allem der Industrie. War früher der Bezirk Sissach das Zentrum der Seidenbandweberei, so sind heute andere Industrien an ihre Stelle getreten, wie in hervorragendem Maße die Metall- und Maschinenindustrie. Daß der vor einem Jahrhundert wichtigste Erwerbszweig in unserm Bezirk, wie im ganzen Kanton, die Landwirtschaft, beständig zurückgegangen ist, ist eine schon oft erwähnte Tatsache. Wer die nachstehende Tabelle der Berufstätigen durchgeht, wird feststellen können, wie dieser Rückgang in den einzelnen Gemeinden sich von 1930 bis 1950 vollzogen hat. Von den 29 Gemeinden weisen 27 eine kleinere oder größere Abnahme der in der Landwirtschaft Berufstätigen auf. Nur Hemmiken und Nußhof zeigen eine kleine Zunahme. Industrie, Handwerk und Gewerbe weisen in 15 Gemeinden eine Zunahme, in 12 eine Abnahme auf. In zwei Gemeinden blieb die Zahl unverändert. - Wir wollen hier mit unsern Zahlentabellen abbrechen. Der geneigte Leser wird seine eigene Gemeinde aufsuchen. Er wird am besten über ängstigendes. Es ist aber zu erinnern, daß die Gründe, die zum Wachstum oder zum nur ein Teil der Bevölkerung mobil gewor- Rückgang seines Dorfes, zum Vorstoß oder den ist, und daß die Wanderungen vielfach Rückgang dieser oder jener Berufsgruppe

Berufstätige nach Erwerbsklassen

	Landwirtschaft		Industrie,	Industrie, Handwerk		Handel, Gastgewerbe, Verkehr	
	1930	1950	1930	1950	1930	1950	
Anwil	94	91	49	49	4	6	
Böckten	44	42	110	122	14	17	
Buckten	48	38	112	123	16	21	
Buus	173	146	106	119	22	14	
Diepflingen	22	21	57	51	9	6	
Gelterkinden	127	102	772	932	161	200	
Häfelfingen	74	59	36	26	8	7	
Hemmiken	71	74	17	30	3	4	
Itingen	56	35	155	178	39	47	
Känerkinden	43	41	47	49	7	6	
Kilchberg	45	41	17	12	7	2	
Läufelfingen	94	79	251	312	47	39	
Maisprach	115	86	72	92	17	24	
Nußhof	31	36	29	24	4	3	
Oltingen	126	120	71	61	2	5	
Ormalingen	117	97	278	240	29	23	
Rickenbach	66	58	55	59	8	10	
Rothenfluh	139	115	122	119	14	17	
Rümlingen	34	31	64	50	8	8	
Rünenberg	104	86	157	137	16	18	
Sissach	123	96	848	935	291	317	
Tecknau	21	17	91	130	38	33	
Tenniken	90	69	93	111	7	6	
Thürnen	46	45	88	76	11	25	
Wenslingen	127	112	109	89	15	10	
Wintersingen	143	109	73	73	10	18	
Wittinsburg	59	51	48	35	6	6	
Zeglingen	106	105	82	103	15	10	
Zunzgen	81	79	256	280	24	32	
				TAX TO SERVICE		E. W	